

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 216.

Donnerstag, 16. September.

1915.

(17. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuf.

(Nachdruck verboten.)

„Dies Pläschen habe ich so gern“, sagte der Jontheer, „meine Mutter hielt hier auf ihren Spaziergängen oft Rast und die Bank ließ sie vor langen Jahren, als sie noch eine junge Frau war, hier aufstellen. Wollen wir auch eine kleine Rast hier halten?“ Witternd schlugen die letzten Worte an Friedels Ohr.

Sie erschraf, der Augenblick, den sie gefürchtet und doch erwartet, war gekommen. Ja, erwartet hatte sie diesen Augenblick, weil er ihr das Mittel geben sollte, Hans Budenbach zu zeigen: ich habe dich genau so wenig geliebt wie du mich. Und nun hatten ein paar Worte der Mutter gestern Abend und ein kurzer Traum alles umgeworfen, was sie an Vorsätzen mühsam in sich aufgebaut. Was wollte sie tun? Sie fühlte ihr Herz bis zum Halbe schlagen, doch sie zwang sich zusammen und ihre Stimme erwiderte freundlich und gleichmäßig „gerne“, und eine Sekunde später stand ihr Fuß auf dem Boden. Die Schleppe des Reitkleides mit der Linken raffend, ging sie in ruhiger Haltung zu der Bank.

Der Jontheer schlug die Bügel der Pferde um zwei Tannenbäume, dann nahm er neben Friedel Platz. Der Ruf eines Hähners schrillte scharf hinein in die tiefe Ruhe der Landschaft, die so plastisch davor in den leuchtenden, gesättigten Farben, wie sie der Pinsel der Natur Hollands zu malen liebt.

Jontheer van Moelen suchte nach einem Gespräch, das ihm den Übergang zu dem, was er dem jungen Mädchen zu sagen hatte, leichter machen sollte. Er, der Kavaliere, fand diesen Übergang nicht, dem schönen Weib gegenüber, das in ihm die Liebe entzündet, und Friedel wartete voll Unruhe; ihr Entschluß, wie sie handeln mußte, war gefaßt.

„Komtesse, ich freue mich so sehr darüber, daß es Ihnen bei uns zu gefallen scheint“, begann er endlich. „Sie glauben gar nicht, wie sehr mich das beglückt.“ Seine guten Augen sahen sie treuherzig an. „Erst einen Tag sind Sie auf Dudenburg, aber Sie brachten Glanz und Schönheit mit, und wenn Sie wieder fort sein werden, sind die alten Mauern Dudenburgs öde und kalt, und davor hängt mir, Komtesse, Dudenburg braucht eine Herrin“, — er sprang auf und stand vor Friedel, groß und breit, mit warmem Leuchten im Blick — „werden Sie diese Herrin, Komtesse, ich bitte Sie darum.“

Sie wollte sprechen; was sie sagen mußte, wurde ihr schwer, denn erwartungsvoll, hoffend stand der Mann vor ihr. „Ich will Sie hüten gleich einem seltenen Kleinod, Komtesse“, schlug es weiter an ihr Ohr, und dann unvermittelt brach es schnell und heiß aus ihm hervor: „Ich habe dich lieb, du Schöne, du Stolz!“ Der Große, Starke sank vor ihr nieder, erschüttert von der eigenen Leidenschaft.

Das verwirrte Friedel vollends.

„Herr van Moelen, ich — kann Ihnen so rasch keine Antwort geben“, sagte sie stotternd, „ich möchte wohl, aber das wäre ein Unrecht gegen Sie — und Sie müssen die Wahrheit wissen, weil ich Sie achte und weil ich Sie sehr aern habe.“

Er hörte nur das letzte. „Du hast mich gern“, er bedeckte ihre Hände mit Küssen, „dann ist ja alles gut, weiter verlange ich nichts. Du kühle, Stolz, weißt überhaupt noch nicht, was Liebe ist, ich will dich lehren, ach du — du —“

Er richtete sich auf und wollte sie mit sich emporziehen. Plötzlich wich das Strahlende aus seinen Augen. Friedels Gesicht war so ernst und ihre Hände wehrten ihm.

„Herr van Moelen, Sie machen es mir entsetzlich schwer, Ihnen ein Geständnis abzulegen.“

„Ein Geständnis?“ Er empfand mit einem Male Angst. War denn sein Glück noch nicht sicher und verbürgt, wie er eben geglaubt, hatte sie nicht gesagt: „Ich habe Sie sehr gern“? Das genügte doch — daraus würde schon Liebe werden. Oder nicht? Seine Bestürzung über die Fragen, die ihn bedrängten, spiegelte sich deutlich in seinen Zügen.

„Setzen Sie sich wieder neben mich, Herr van Moelen, ich will Ihnen eine kurze Geschichte erzählen. Wenn ich zu Ende bin, können Sie Ihre Frage, ob ich Dudenburgs Herrin werden will, wiederholen — wenn Sie dann noch Lust dazu verspüren.“ Friedel hatte ihre Sicherheit zurückgewonnen.

Er folgte der Aufforderung; sein frisches Gesicht war blaß geworden. Reize und deutlich fing die Mädchenstimme an zu reden. „Es war einmal eine Komtesse, die hatte einen Vetter, der war Offizier; den kannte sie seit ihren Kindertagen, und die beiden ritten oft zusammen aus, und als sie einmal übermütig voransprengt, holte er sie ein und küßte sie. Da kam der Vater der Komtesse hinzu, der erklärte, nun seien die beiden verlobt. Das junge Mädchen war froh darüber, es liebte den Offizier.“ Jontheer van Moelen sah ganz starr. „Aber er liebte sie nicht und liebte eine andere Frau Rosen. Das erfuhr die Komtesse und gab dem Vetter seinen Ring zurück. Und diesen Ring brachte er derselben Frau, der er die Rosen sandte, und bald wird sie seine Gattin; aber die Komtesse kann den Offizier nicht vergessen trotz allem, was er ihr angetan. — So, Herr van Moelen“, schloß Friedel, „nun wissen Sie, weshalb ich Ihnen nicht sofort die Antwort geben konnte, die Sie erwarten durften.“

Der Jontheer seufzte wie befreit auf. „Ach, Komtesse, ich hatte Schlimmeres zu bemerken erwartet. Wenn der Offizier, von dem Sie sprachen, eine andere liebt und heiratet, dann werden Sie ihn vergessen. Sie sagten vorher, Sie hätten mich gern.“ Forschend und eindringlich sagte er es.

Sie nickte: „Sehr gern! Und wenn —“

„Wenn der junge Offizier nicht wäre, würden Sie mich lieb gewinnen?“ vollendete er fragend.

Sie nickte abermals und ihr Gesicht rötete sich.

„Aber er darf doch nicht mehr existieren für Sie, nach dem, was er tat das ist doch sicher.“ Er legte seine Hand an die Stirn. „Ist es überhaupt möglich, daß es einen Menschen gibt, der Sie nicht liebt! So ein Narr

so ein dreifacher Narr! — Vielleicht war das auch nur so eine Art Kameradschaft zwischen Ihnen und der Rest davon, der Ihnen blieb, den halten Sie fälschlich für Liebe und betrügen sich und mich damit. Das Ganze war eine Kinderei, Komtesse, die Sie zu ernst auffassen, — aber grundanständig und ehrlich ist es von Ihnen, daß Sie es mir erzählen und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür“, er nahm ihre Rechte, die sie ihm nicht mehr entzog. „Und nun frage ich noch einmal, Komtesse, wollen Sie meine geliebte Herrin auf Dudenburg werden? Es genügt mir, daß Sie mich vorläufig gern haben, ich habe so viel, so unendlich viel Liebe für Sie, die muß schließlich Gegenliebe erwecken. Wir Holländer sind zäh und geduldig“, lächelte er, „ich warte und hoffe, bis du mich wiederliebst.“ Er legte den Arm um sie und sie neigte den kleinen Kopf, da küßte er sie auf die Stirn.

„Hab' Geduld mit mir“, bat sie, ein verheißungsvolles Lächeln huschte um ihre Lippen.

Da küßte er sie auf den Mund. „Nun bist du meine Braut, nun sage ich Friedel zu dir und bitte, nenne mich ein einziges Mal bei meinem Vornamen.“

„Frederik.“

Er schüttelte das Haupt: „So heiße ich im Kirchenbuch, meine Mutter rief mich Niko.“

„Du guter lieber Niko.“ Weich und sanft sprach es die stolze Friedel Sorhagen und weich und sanft ritt sie neben dem stattlichen Herrn von Dudenburg durch den schweigenden Tannenwald dem Schlosse zu. Eine große Ruhe war über sie gekommen und eine große Zuvorsicht, die hatten die Worte des Mannes in ihr ausgelöst und nun küßte sie sich frei und leicht, als wäre sie zur Beichte gegangen und die priesterliche Absolution hätte alle Gewissensqualen von ihr genommen.

Der Jonkheer sah die Veränderung, die sich in dem Wesen Friedels vollzog und die sich deutlich nach außen hin verriet. Fortgewischt war alles, was dieses schöne Geschöpf so herbe und unnahbar gemacht. Es war, als sei ein Frühlingssturm über eine Winterlandschaft hingebraust und habe das harte Erdreich gelockert und nun leuchte hoffende Frühlingssonne.

„Wenn es dir recht ist, Friedel, schlagen wir wieder eine leichte Trab an“, Frederik van Moelen beugte sich ein wenig zu ihr hinüber, „es dauert mir zu lange, bis ich zu deiner Mutter komme. Ich muß mir doch die Erlaubnis holen, dich meine Braut nennen zu dürfen.“

Friedel nickte nur.

So viel Zärtlichkeit und Glück lag auf dem Männeranlik, daß sie davor erschrak. Viel zu viel für sie, die doch vorläufig nichts dafür geben konnte als ein bißchen Gernhaben und sehr viel guten Willen. Ja, guten Willen, den hatte sie und mußte sie haben, nun, da sie Frederik van Moelens Ruf geduldet. Die Liebe zu Hans von Budenbach lag weit hinter ihr, gleich einem herrlichen Märchen, das man ihr einmal erzählt, ein Märchen wie alle, — zu schön, um wahr zu sein. Doch was sie nun erlebte, war Wirklichkeit und vor der Wirklichkeit darf man nicht die Augen schließen und an Märchen denken. Jonkheer van Moelen, der reiche, stattliche, vornehme Mann beehrte sie zum Weibe und sie würde die vielbeneidete Schloßfrau auf Dudenburg werden.

„Dies meiste“ ging tabellös und verursachte seiner Reiterin nicht die geringsten Schwierigkeiten. van Moelen freute sich darüber und nahm es für ein gutes Vorzeichen, das eigenwillige Tier, das nach dem Tode seiner einzigen Herrin unberechenbare Launen zeigte, so gefügig zu sehen.

„Wie alt ist eigentlich „Dies meiste?“ fragte Friedel.

„Sieben Jahre“, antwortete er. „Meine Mutter ritt das Pferd zwei Jahre, vierjährig war es, als sie es kaufte“, und Friedel erzählte von ihrem Pferde „Rady“, die sei auch siebenjährig und hätte famose Gänge, doch „Dies meiste“ wäre schöner und eleganter gebaut.

Er hoffe „Rady“ recht bald vorgestellt zu werden, lächelte er, ernster werdend folgte er hinzu, denn er müsse

nun doch in Kürze nach Frankfurt kommen, um sich dem Herrn Oberst zu präsentieren.

„Ja, freilich“, Friedel lächelte zustimmend.

Wie man wohl in Bekanntenkreise ihre Verlobung aufnehmen wird, ging es ihr durch den Sinn. — Man würde sagen, die Affäre mit Hans Budenbach war wirklich nicht ernst zu nehmen. Eine kleine Verwechslung von Liebe und Freundschaft zwischen Verwandten. — Und alle dachten sicher wie die bissige Erzählung die letzte hin an die Mutter geschrieben: „Friedel sei viel zu schade für den Grafen Budenbach gewesen, für einen Menschen, der sich mit einer Schauspielerin verplemper.“

Jonkheer van Moelen störte Friedels Sinnen nicht, er wußte, es gab doch noch vieles in dem hübschen Mädchenkopf, das erst ins reine gebracht werden mußte, ehe alle Gedanken ihm gehörten, wie er es ersehnte. „Wir Holländer sind zäh und geduldig“, hatte er vorhin gesagt, das durfte er nicht vergessen. Zäh und geduldig sein, das lohnte sich, wenn ein solcher Preis winkte, er schaute auf Friedel Sorhagen. Die sah so stolz und sicher auf dem goldbraunen Pferde wie eine schöne, junge Königin, die durch ihr Land reitet.

Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen. Windverwehtes Glockenläuten zog in langen, matten Klängen über den Tannenwald.

Friedel lauschte.

Sie ließen die Pferde wieder im Schritt gehen.

„Das ist die Glocke von Dudenburgs Dorfkirche“, sagte der Jonkheer, „sie hat sich müde und heiser gerufen durch die Jahrhunderte. Ein Jonkheer van Moelen auf Schloß Dudenburg stiftete sie um siebzehnhundert, da man seinen Erstgeborenen taufte.“

Das eiserne Stimmchen erstarb mit zimmerndem Nachhall und die Sonne hoch oben lachte über die müde, alte Glocke, sie war doch noch viel, viel älter und war noch immer jung.

(Fortsetzung folgt.)



Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten. Goethe.

Etwas von meinen Einarmigen.

Persönliche Erinnerungen von Geza Graf Bichy (Ofenpest).

Ich nenne sie meine Einarmigen, weil ich mit aufrichtiger Liebe an ihnen hänge, weil ich sie bemitleide, weil ich ihnen in väterlicher Anteilnahme helfen will. Vielleicht hat sich dieses Gefühl aus einem rein persönlichen Umstande heraus entwickelt, aus dem nämlich, daß ich mich selbst so gar nicht bemitleiden kann. Ich will, ich werde, ich muß sie überzeugen, daß sie nicht zu bemitleiden sind. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand. Wollen sie wollen, so können sie können. Ich habe Hunderte von Einarmigen befehrt und ebenso viele verschiedene Charaktere gefunden. In einem Punkte aber sind sie alle gleich: alle sind mißtrauisch. Sie glauben, man will sie mit leeren Worten trösten und dann ihrem Schicksal überlassen. Immer war es ein sehr gutes Zeichen, wenn sie sich mit Fragen an mich wendeten. Diese Fragen wurden immer nur dann an mich gerichtet, wenn ich ihnen durch meine Handgriffe ad oculos bewies, daß gewisse Sachen zu leisten möglich sind. Es waren meist Fragen, die meiner Geschicklichkeit gestellt wurden. Man gab mir einen Weiden sehr harten Brotes, oder eine petrifizierte Wurst mit der Bitte, sie aufzuschneiden. Wenn ich es dann leistete, was ja immer gelang, so schüttelten sie mit den Köpfen und lächelten. Ich bin überzeugt, daß sie vor sich hinstarrten: „Verfluchter Kerl, er ist uns doch nicht reingefallen!“

Ein anderer Einarmiger brachte mir ein großes und ein kleines Buch und fragte: „Bitte, wie stelle ich es an, wenn ich diese zwei Bücher nicht aus der Hand geben darf und eine Tür öffnen muß?“ Ich antwortete: „Dies hängt von der Beschaffenheit der Türkante ab: ist diese ziemlich lang und horizontal, so öffnen Sie die Tür mit Ihrem Arme, ist sie rund und klein, so nehmen Sie das große Buch unter Ihren Oberarm und das kleine Buch unter das Kinn und pressen es

fest an die Brust!", da ich es dem Neugierigen gleich vor-
machte, so glaubte er es auch. Ein anderer ungläubiger
Thomas fragte: „Wie krahe ich mir den Rücken an der Stelle,
an die ich mit der Hand nicht hinreichen kann?" Die Antwort:
„Wie das Kalb! Sind Sie im Freien, so reiben Sie sich an
einem Baum, sind Sie in einem Zimmer, so tun Sie es an
einem Rasten oder einer Türe!" Ein ganzes Buch könnte
ich über die drolligen Fragen schreiben, die an mich gestellt
wurden!

Für mich war Frau Rot die Lehrmeisterin gewesen.
Aber außer ihr habe ich noch einen Lehrmeister besessen,
einen Grafen Koloman Esterházy, der im ungarischen Frei-
heitskriege seines rechten Armes verlustig gegangen war und
damals in Siebenbürgen lebte. Der gute, brave Mann
reiste auf die Bitte meiner Eltern von Klausenburg zu uns
nach Preßburg und tröstete mich schon durch seinen Anblick.
Mein erster Schüler war Graf Nikolaus Bejacevich, der
1866 seinen rechten Arm verloren hatte. Im Herrenkasino
zu Ofenpeß erteilte ich ihm öfters die Speifen. Er war
zwar als Einarmiger noch immer ein bewunderungswürdiger
Reiter, in den täglichen Handgriffen aber konnte er sich nicht
zurecht finden. Soldaten des Mannschaffsstandes, die nie
einen Diener gehabt haben, sich also immer selbst helfen
mussten, werden den Verlust eines Armes leichter tragen
und die Handgriffe des Einarmigen wesentlich schneller er-
lernen. Es ist durchaus nicht dienlich, wenn sie in einzelnen
Lazaretten mit den besten Absichten von den Pflegeschwestern
wie Prinzen behandelt und bedient werden. Einfache Men-
schen finden sich schwer in den Gedanken, daß dieser Zustand
endlich auch einmal aufhören muß. Sie werden weich und un-
selbstständig und später um so unglücklicher. Immer und
immer wieder habe ich gepredigt, daß Einarmige nur durch
erfahrene Einarmige belehrt werden dürfen, und daß der
Unterricht eigentlich schon in den Lazaretten einsehen müßte,
am besten bei den noch Bettlärgerigen.

Mein Vater, der alte stramme Soldat, hat mich nicht
verzärtelt. Als ich schon sehr bald nach dem Verlust meines
Armes in der Umgebung unseres Landhauses hoch zu Noß Aus-
flüge machen wollte, gestattete er es mir zum größten Leid-
wesen meiner Mutter. Im Anfang wurde mir zwar ein Reit-
knecht beigegeben, aber schon nach zwei Monaten durfte er
mich nicht begleiten, und so ritt ich denn allein von Schloß zu
Schloß und kehrte oft spät des Nachts heim, ohne irgendwie
Schaden genommen zu haben. Im Alter von 17 Jahren
sollte ich in Preßburg die Rechte studieren. Meine engelschöne
Mutter wollte mir einen Mentor mitgeben, mein Vater jedoch
unterlagte das. Er motivierte seinen Entschluß mit den
Worten: „Da er nur eine Hand besitzt, muß er um so eher
fest auf seinen eigenen Füßen stehen!" Das habe ich denn
auch sehr bald erlernt. Leider wollen es jetzt viele Einarmige
nicht erlernen, weil sie nicht an sich glauben. Was habe ich
gegen diese Erschlaffung gekämpft! Es wird sich ja dieser Zu-
stand bei vielen im Laufe des uns unbittlichen Lebens bessern;
Einsicht und Dangelwille werden sie in die Arme der allein-
seligmachenden Arbeit zurückführen.

Ich habe im täglichen Verkehr mit den Einarmigen sehr
viele Erfahrungen sammeln können. Der Ungar ist ruhig.
Als Fatalist kämpft er nicht gegen sein Schicksal. Denn was
sein muß, das muß sein; der Arm ging kaputt, hol ihn der
Teufel! „Aus diesem Zustand wird schon etwas heraus-
kommen; denn es war noch nie so, daß aus einem Zustand
gar nichts herausgekommen wäre!" Das ist ein echt ungari-
sches und recht bezeichnendes Wort. Der Österreicher ist
niedergeschlagen, traurig, grübelnd, aber guten Ratschlägen
leicht zugänglich. Er bespricht gern die Möglichkeit gewisser
Arbeiten, ist gelehrtig und dankbar. Der heiterste und lustigste
Einarmige jedoch ist der Deutsche. Wenn man im Verkehr
mit ihm nur den richtigen Ton anzuschlagen versteht, so folgt
eine Nachschabe nach der anderen. Mit Ausnahme der Sachsen,
die etwas zurückhaltend sind, habe ich es überall so gefunden:
in Bayern, in Württemberg, in Baden und in Preußen. Zu
meiner größten Freude waren in den meisten Schulen für
Einarmige schon alte erfahrene einarmige Lehrer angestellt.
Es war eine wahre Freude, die jungen Einarmigen bei der
Arbeit zu sehen. Da fand ich Schlosser, Drechsler, Schmiede
und Tischler, die mit einem wahren Stolz ihre Arbeiten
zeigten. Ganz hübsche Dinge waren darunter. Um die Zu-
kunft dieser arbeitenden Einarmigen ist mir nicht bange.
Die werden schon ihren Platz finden, ihn ausfüllen und nüt-
liche, glückliche Menschen werden! Ihre Ehre, ihren Herd,

ihre Interessen werden sie auch mit einer Hand genügend
schützen können, denn eine Hand, die arbeitet, wird um so
stärker.

Zum Schluß will ich noch eines Wortes gedenken, das
mein großer Gönner, der greise Kaiser Wilhelm I., einst zu
mir gesprochen hat. Der Kaiser rief mich zu wiederholten
Malen nach Berlin und Wiesbaden. Es machte dem hohen
Herrn ersichtlich Spaß, wenn ich beim Diner einen Apfel mit
einer Hand schälte. Er guckte dann zu mir herüber und
lächelte. Selbstverständlich mußte ich auch bei verschiedenen
Gelegenheiten Klavier spielen. So auch bei den Festlichkeiten,
die zu Ehren des damaligen Kronprinzen in Berlin abgehalten
wurden. Weiland Kronprinz Rudolph war auch zugegen,
ebenso alle deutschen Fürstlichkeiten. Ich entsinne mich noch,
wie groß die Verblüffung war, als keiner der Vorkämpfer
zum Diner befohlen worden war und ich allein diese Auszeich-
nung genoss. Nach dem Diner spielte ich einige Piecen. Bei
dieser Gelegenheit richtete sich der liebenswürdige alte Kaiser
mit folgenden denkwürdigen Worten an mich: „Ich bin kein
Musiker, ich habe Sie auch nicht wegen Ihrer Kunst liebge-
wonnen, ich achte aber Ihren Mut, Ihre Energie und die Aus-
dauer, mit der Sie Ihr schweres Unglück überwunden haben!"

Das gleiche möchte ich jetzt allen Einarmigen aus Herz
legen: Mut, Energie und Ausdauer zu haben und ihr
schweres Schicksal zu überwinden. (Dem „B. Z." entnommen.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Russische Flüchtlings-„Nester". Eine eigentümliche Form
der russischen Flüchtlingsbewegung ist die der sogenannten
„Nester". Sie ist eine auffallende Erscheinung bei den Flücht-
lingen, die zu Tausenden aus dem Gouvernement Cholm
kommen und wie Zigeuner mit Vieh, Leiterwagen und all
ihrem Hab und Gut umherwandern. Ein Band der Zusammen-
gehörigkeit bindet sie fest aneinander, daß sie in Gruppen oder
Gemeinden ausziehen, die sich nicht trennen wollen. „Rußkoe
Slovo" berichtet, daß die Hilfskomitees der Semstwo und des
Allrussischen Städtebundes bei diesen Flüchtlingen aus Na-
dom, Plozk, Lomatschew usw. hier auf ganz unerwartete
Schwierigkeiten stoßen. Es war z. B. die Rede davon, einige
hundert flüchtende Landloute, die nach Smolensk gekommen
waren, in nördlichen Bezirken getrennt unterzubringen.
„Wir sind hier 280 Familien mit unseren Wagen und unserem
Hausrat und bestehen darauf, zusammen zu bleiben." Das
war die Antwort der Flüchtlinge, die lieber alle Entbehrun-
gen auf sich nehmen, um nur in der Geflossenheit ein Stück
Heimat zu retten. Diese patriarchalisch-russische Landge-
meinde hat den instinktiven Drang, auch unter verzweifeltsten
Umständen noch ihr Ansehen und ihre Organisation aufrecht-
zuerhalten und dadurch dem Fluche des Proletentums zu ent-
gehen. Sieben Wochen sind nun die Flüchtlinge aus Cholm
bereits unterwegs. In allen Leiden und Plagen, die sie er-
tragen müssen, bleibt ihre größte Sorge die Erhaltung ihres
Viehstandes. „Der Winter kann uns noch überraschen, wie
sollen wir dann Futter für die Pferde und Kühe aufstreifen!"
So sagen die Männer, die unter ihren großen Strohhüten
sorgenvoll in die Gegend hinausschauen und froh sind, wenn
sie eine saftige Wiese entdecken. Dann werden zuerst die
Pferde und Kühe mit Heu von der Weide überlassen, und in
zweiter Linie kommt die Fütterung der Menschen an die
Reihe. Als sie sich der Stadt Bobruisk näherten, war die erste
Frage: „Sind hier Weideplätze in der Nähe?" Und als eine
bejahende Antwort erfolgte, wurde der Marsch freudig be-
schleunigt. Diese Flüchtlinge aus Cholm unterscheiden sich
wesentlich von ihren städtischen Leidensgenossen, sie sind echte
Bauern, die nie aufhören, sich um ihr Vieh zu sorgen.
„Mamene!" ruft ein kleines Kindchen, auf dem Arm einer
Frau sitzend, und mehrere Gesichter wenden sich ihm lächelnd
zu, während jemand sagt: „Sollst nicht naß werden, Täub-
chen, wir haben bald Zelte, damit der Regen und der Herbst-
nebel uns nicht zu arg belästigen!" In Sluzk und Staraja
Dorogha suchten diese Flüchtlinge ihre „Nester" von den Kranken
zu befreien, die sie in Hospitälern unterbrachten. Bei dem
langsamem Tempo der russischen Arbeit wurden die Zelte nicht
rechtzeitig fertiggestellt. Feste, anhaltende Regengüsse über-
raschten die Wanderer und hatten schlimme Erkrankungen bei
kleinen Kinder zur Folge. . . . Die Chaussees ist lehmig. Raum

